



Gemeinschaft in der Zwischenzeit

Präses Steffen Kern
Mitgliederversammlung
des Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverbandes e.V.

Berlin, 16. bis 18. Februar 2023

Inhalt

1)	Umstrittene Einheit	5
	<i>Zwischen Individualisierung, Pluralisierung und wachsendem Konformitätsdruck</i>	
2)	Pastoraler Dienst im Wandel	10
	<i>Herausforderungen für Gemeinde und Anstellungsträger, Ausbildungsstätten und Hochschulen</i>	
2.1	Predigtamt und Priestertum aller Glaubenden: Eine reformatorische Orientierung	11
2.2	Der traditionelle Dienst der Hauptamtlichen in der Gemeinschaftsbewegung	12
2.3	Neuere Entwicklungen	15
2.4	Fazit: Anforderungen an Hauptamtliche, Anstellungsträger und Ausbildungsstätten	19
3)	Dienst für die Welt	21
	<i>Evangelisation und Gemeinschaftspflege, Diakonie und soziale Verantwortung</i>	
	Exkurs: „Das Beste für Babylon“	22
4)	WEITES LAND	25
	<i>Unser Zukunftsprozess – ein Zwischenstand</i>	
4.1	Beten. Beteiligen. Bewegen.	26
4.2	Jugendarbeit und Gemeinschaft: Auf dem Weg zu einem „Commitment“	27
4.3	Ein nächster Gnadauer Kongress?	29

„Das Reich Gottes ist mitten unter euch.“

Lukas 21,17

Liebe Schwestern und Brüder,

es gehört zum Wesen der Gemeinde Jesu Christi, dass sie in einer Zwischenzeit lebt: in der Zeit zwischen Schon und Noch-nicht, zwischen Verheißung und Erfüllung, zwischen dem angebrochenen und dem noch nicht vollendeten Reich Gottes. Irgendwo im Dazwischen, aber auf das Kommende ausgerichtet, zwischen Schöpfung und Vollendung, zwischen Auferstehung und Wiederkunft Jesu Christi. Es ist eine Zeit der Spannung. Mit mutigen Aufbrüchen, gravierenden Einbrüchen, gelegentlich auch schmerzlichen Bruchlinien zwischen denen, die als Weggefährten in der Nachfolge des kommenden Herrn unterwegs sind. Resignation und Zuversicht reichen sich die Hand. Eine Zeit gespannter Erwartung. Zwischenzeit ist manchmal Leidenszeit und zugleich Hoffnungszeit. Zwischen Dank und Bitte, Klage und Lob, Erde und Himmel. In diesem Zwischenraum bewegen wir uns als christliche Gemeinschaft. Und wir wissen: So ganz „dazwischen“ sind wir nicht. Es geht schon recht irdisch zu um uns herum und auch unter uns: Die Kirche ist am Boden. Dorthin wird sie zumindest immer wieder zurückgeholt, auf den Boden der Wirklichkeit. Gemeinschaft auch. Die Krisen unserer Tage, die Schuld unserer Geschichte, die Hilflosigkeit unserer Gegenwart stehen uns vor Augen. Zwischenzeit ist Krisenzeit. Und doch haben wir Gottes Verheißung im Ohr und die Ewigkeit im Herzen. Kirche ist am Boden, aber sie liegt nicht; sie steht auf dem Grund Jesus Christus und sie geht als Nachfolge-Gemeinschaft. Sie lebt ihre Sendung. Was uns bewegt, ist eine geerdete Hoffnung.

Es gibt Phasen in der Geschichte, in denen das Bewusstsein für den Zwischenstatus von Kirche und Gemeinschaft wächst. Das ist dann der Fall, wenn Phasen langer Kontinuität enden, Traditionen abrechnen, bisherige Selbstverständlichkeiten in Frage gestellt sind und Privilegien schwinden. Eine solche Phase erleben wir gesellschaftlich, wirtschaftlich, technisch, politisch, kulturell und kirchlich in vielfältiger Weise. Es ist ein Wandel, bei dem vieles abbricht und aufbricht, aber noch unklar ist, ob wirklich ein neues Zeitalter begonnen hat und was für eines das dann wäre. Wenn von einer „Zeitenwende“ die Rede ist, dann ist vor allem deutlich, welche Zeit zu Ende geht, aber es steht uns noch nicht vor Augen, welche genau kommt. Wir können zwar Trends und Megatrends beschreiben: Digitaler wird sie sein, die neue Zeit, global vernetzter, pluraler, mobiler werden wir unterwegs sein, älter werden und noch urbaner leben. Rollenmuster verändern sich. Sicherheit, Gesundheit und Ökologie gewinnen an Aufmerksamkeit. Und: „Es

wächst die Bedeutung neuer Gemeinschaften, die der Individualisierung künftig ein neues Gesicht verleihen.“¹ – Das alles nehmen wir höchst wachsam wahr. Wenn wir aber von „Postmoderne“ sprechen, markieren wir, dass wir empfinden, dass die Moderne zu Ende geht, ohne schon einen Begriff für eine womöglich neue Epoche zu haben. Auch eine „postkirchliche“ Epoche im deutschsprachigen Raum hält vor allem fest, dass das Zeitalter volkskirchlicher Selbstverständlichkeit zu Ende geht, ohne genau fassen zu können, welche Gestalt gelebte Religion und christliches Gemeinschaftsleben künftig annehmen werden. Was wir haben, ist ein Bewusstsein für den Übergang. Wir spüren die Unsicherheit. Wir gestalten ein Zwischenspiel.

1. UMSTRITTENE EINHEIT

Zwischen Individualisierung, Pluralisierung und wachsendem Konformitätsdruck

In dieser Zwischenzeit sind wir etlichen Zerreißproben ausgesetzt. Verschiedenste Themen stellen Einheit und Verbundenheit in Frage. Unser Zusammenhalt ist gefährdet: schon in kleinen Gemeinschaften, in Gemeinden unterschiedlicher Größe, in diakonischen Unternehmen und Missionswerken, in Verbänden, in Dachverbänden, in Kirchen. „Mein Glaube genügt mir“ und „mein Livestream“, „meine Bubble“, gelegentlich auch „mein Event“. – Was sich als Genügsamkeit gebärdet, ist schlicht eine Ausprägung der fortschreitenden Individualisierung. Zentrifugale Kräfte gefährden die Gemeinschaft. Dabei genügt es nicht, pathetisch oder paränetisch Zusammenhalt einzufordern. Einheit muss immer wieder neu gefunden werden. Dabei gilt es darauf zu achten, welche soziologischen Entwicklungen zu einem neuen Bedürfnis nach Gemeinschaft und Vernetzung führen und welche Felder und Formen auch für christliche Gemeinschaftsbildung und Gemeindegründung entstehen. So wie die beginnende Gemeinschaftsbewegung an die beginnende Bürgerbewegung und das neu aufkommende Vereinswesen andocken konnte, eröffnen auch gegenwärtige Transformationsprozesse neue Chancen für neue Gemeinschaftsformen.

Es gibt tausend Gründe, sich zu trennen, aber nur einen zusammenzubleiben: Das ist Jesus Christus selbst. – Darin liegt das Geheimnis der Einheit in der Kirche Jesu Christi. Die Christusbewegung „Lebendige Gemeinde“ in Württemberg hat anlässlich ihres 70-jährigen Jubiläums im Juni 2022 „Zehn Zukunftsimpulse“ veröffentlicht. Darin heißt es unter der Überschrift „Mehr Einheit“:

¹Zukunftsinstitut GmbH (2023), <https://www.zukunftsinstitut.de/dossier/megatrends/> [Abrufdatum: 14.02.2023]

„Wir brauchen in unseren Gemeinden sowie in Kirche und Pietismus mehr Einheit, mehr Miteinander und mehr Vertrauen zueinander. – Wir erleben in unseren Tagen viele Kräfte und Strömungen, die uns auseinandertreiben. Wir erleben Spannungen, Trennung und Spaltungen, die uns belasten und dem Leib Christi Schaden zufügen. Wir sind überzeugt, dass uns das Hören auf das biblische Wort zusammenführt und uns gleichzeitig auf neue Wege führt. In diesem Hören halten wir Spannungen aus und bleiben trotz unterschiedlicher Einsichten beieinander. Wir ermutigen unsere Gemeinden und unsere Kirche im Hören auf Gottes Wort zu einem vertieften Hören aufeinander.“²

Was sind große und was sind kleine Fragen?

Es gibt kaum eine Frage, die nicht zur Gretchenfrage erhoben werden könnte, also zu der Frage, an der sich alles entscheidet: Dazu gehören Fragen rund um Kirche und Zeitgeschehen, Geistesgaben und Zungenrede, Schrift und Hermeneutik, Kreuz und Auferstehung, Naturwissenschaft und Glaube, Sexualethik und Friedensethik, Klimaschutz und Lebensschutz ... die Reihe ließe sich nahezu endlos fortsetzen. Dabei sind die großen Fragen, die die Konfessionen trennen, noch gar nicht angedeutet: die nach Rechtfertigung, Eucharistie und Amt etwa, nach der Anwesenheit Jesu Christi im Abendmahl oder nach dem „Filioque“ – das mögen nun wiederum Fragen sein, die heute eher wenige bewegen, obwohl sich an ihnen entlang die Ströme der Kirchengeschichte geschieden haben. Was als große und was als kleine Frage bewertet wird, wandelt sich im Laufe der Zeiten. Streitfragen sind Zeitfragen. Keinesfalls beliebig, aber mehr als uns zumeist bewusst ist, entscheidet allzu oft der Geist der Zeit, was gerade als Bekenntnisfrage gilt und was nicht. Zugleich geht es immer um die Wahrheit. – Umgekehrt sind es oft die kleinen Fragen, die in Gemeinden für Auseinandersetzung sorgen: Fragen nach der Musik, nach der Gestaltung von Gemeinderäumen, nach Strukturen und Finanzen, nach Kompetenz und Entscheidungsbefugnis. Wer Recht hat, entscheidet sich oft daran, wer Macht hat. Dabei rückt manches de facto in die Kategorie eines *status confessionis*, was diesen Rang nicht verdient. Was aber hat nun Bekenntnisrang? Worin liegt unsere Einheit begründet? – Eine Skizze mit sieben Thesen:

1) Einheit ist schon gegeben in Jesus Christus

Das ist die tiefste Einsicht und zugleich das größte Missverständnis. Wir meinen allzu oft, Einheit herstellen zu können. Durch Kompromisse, bestimmte Formulierungen und Festlegungen. Aber christliche Einheit ist nicht machbar. Sie kann nur zum Ausdruck gebracht werden. Die Einheit der Kirche liegt allein im Herrn der Kirche begründet, in Jesus Christus. In ihm ist sie schon da.

² Lebendige Gemeinde (16.06.2022), <https://lebendige-gemeinde.de/zehn-zukunftsimpulse/> (hervorgehoben i.O.) [Abrufdatum: 14.02.2023]

Einheit ist gegeben. Sie ist uns geschenkt. Sie kann nicht gemacht, nur gefunden werden. – Jesus bittet den Vater im sog. hohepriesterlichen Gebet für die Seinen, „dass sie alle eins seien“ (Joh 17). Als die, die zu Jesus Christus gehören, sind wir in ihm, wie er im Vater ist. Die Einheit der Kirche Jesus Christi gründet in der Einheit Gottes.

2) Einheit ist nicht machbar – Gott schafft sie selbst

Einheit besteht darin, dass wir vom Vater geschaffen und geliebt, vom Sohn gerettet, vom Heiligen Geist erfüllt und geleitet sind. Gott schafft seine Kirche. Die Kirche ist *creatura verbi*, „Geschöpf des Wortes“. So wenig wir die Schöpfung machen können, können wir die Kirche machen. Kirche können wir nur sein. Kirche sind und leben wir. Das entlastet und befreit. Das macht zutiefst gelassen. Gott selbst baut seine Kirche. Er hat es immer getan. Bis heute. Und er wird es auch morgen tun. Bis zum Ziel der Zeit. Wir müssen die Kirche und ihre Einheit nicht erstreiten, nicht erkämpfen und nicht erzwingen – nichts davon könnten wir auch nur ansatzweise. Diese Christus-Gelassenheit droht vielen immer wieder abhanden zu geraten.

3) Einheit wächst aus dem Hören auf das Wort Gottes

Einheit ist das, was sich im Hören auf Gottes Reden einstellt. Darum gewinnen wir Einheit nicht durch lautes Streiten, sondern dadurch, dass wir innehalten. Wenn Mund und Herz still werden, beginnt Einheit zu wachsen. Stille-Stunden sind die Sternstunden des Geistes Gottes. Gott reden lassen. Hören. Und vertrauen. Der Glaube wächst aus dem Hören. Er ist *fides ex auditu*, Glaube aus dem Hören. Auf das lebendige Wort Gottes, das Evangelium von Jesus Christus. Schon im Propheten Jesaja (30,15f) heißt es: „Durch Stille sein und Hoffen würdet ihr stark sein. Aber ihr wollt nicht.“

4) Einheit besteht im Glauben und Bekennen

So wie der Glaube aus dem Hören kommt und schlicht empfangen wird, wird uns auch Einheit geschenkt. Das ist eine zutiefst reformatorische Einsicht. In römisch-katholischer Perspektive ist das Papst- und Priesteramt Garant der Einheit, damit verbunden auch das priesterliche Handeln in der Eucharistie. Evangelische Erkenntnis ist: Einheit ist nicht äußerlich zu begreifen, sondern besteht im Ergriffensein. Im Empfangen. Wir hören auf das Wort und empfangen Taufe und Abendmahl. Dort wird Einheit konstituiert, erfahrbar und sichtbar. Sie ist zu schmecken und zu spüren. Dafür stehen Wort und Sakrament. Sie äußert sich im Bekenntnis der Gemeinde. Alle Einzelnen sagen gemeinsam: „Credo“ – „ich glaube“. Einheit besteht im Bekennen dessen, was wir glauben. Das Glaubensbekenntnis genügt. Das Bekenntnis ist das Echo des Wortes Gottes in Herz und Mund.

5) Einheit heißt, die Kirche zu glauben

Zuallermeist sehen wir die Kirche als eine Institution und Organisation. Das ist sie *auch*. Aber die Kirche ist *zuerst* Gegenstand unseres Glaubens. Wir glauben die Kirche. So heißt es im Glaubensbekenntnis: „Ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige christliche Kirche, Gemeinschaft der Heiligen ...“ – Das ist die *ecclesia invisibilis*, die unsichtbare Kirche, die die Glaubenden aller Länder und Zeiten umfasst. Aber zugleich ist die Kirche nicht einfach nur eine geistige Größe, eine *civitas platonica*, sondern immer konkret und sichtbar. Sie hat eine irdische Gestalt. Als gottesdienstliche Gemeinschaft, als Ortsgemeinde und als überörtliche Bekenntnisgemeinschaft, als eine bestimmte Form der Institution und Organisation. Das sind etwa eine Kirchengemeinde, eine Gemeinschaftsgemeinde, eine Jugendgemeinde, eine Personalgemeinde und zunehmend eine ganze Reihe neuer Formen von Gemeinde auch im Gnadauer Raum; darüber hinaus die Evangelische Landeskirche und als Gemeinschaft der Gliedkirchen auch die EKD. Auch als Gemeinschaftsbewegung haben wir Teil an dieser vielschichtigen kirchlichen Gemeinschaft. Schließlich sind wir in einem weiteren Sinne und in unterschiedlicher Weise verbunden mit Christen anderer Konfessionen, Kirchen und Freikirchen in der weltweiten Ökumene.

6) Einheit wird gestärkt im Gebet

Beten heißt zuerst, Gott bei seinem Namen zu nennen. Der Herr Kirche wird angerufen. Einheit besteht in diesem Namen, auf den wir getauft und nach dem wir genannt sind. Christinnen und Christen gehören zu Christus. Männer und Frauen sind ihm eins, Juden und Griechen, Sklave und Freie ebenso (Gal 3,28). Jesus Christus verbindet. Darum stärkt das Gebet in Jesu Namen die Einheit der Christen. Bitten, Klagen, Fragen, Danken, Loben, Anbeten – darin vollzieht sich Einheit. Das wird etwa bei der Allianzgebetswoche oder der ökumenischen Gebetswoche für die Einheit der Christen der ACK erlebbar. Es gilt aber auch innerevangelisch: Auf der Bitte für die Gemeinde, für unsere Kirchen und Verbände, für die Einheit unter Schwestern und Brüdern liegt ein Segen. Denn um diese Einheit zu bitten, heißt, in das Gebet Jesu selbst einzustimmen.

7) Einheit wird konkret in Zeugnis und Dienst

Wenn Christen gemeinsam ihren Glauben bezeugen, wirkt das in die Welt hinein und verbindet sie zugleich miteinander. Mission, Evangelisation und persönliches Bezeugen des Glaubens bringen zum Ausdruck, was das Wesen der Gemeinde ausmacht, ebenso die Diakonie, der Dienst für andere. Wort und Tat gehören immer zusammen. In dem Maße, wie Christen sich zerstreiten, zersplittern und spalten, wird ihr Zeugnis geschwächt und ihr Glaube unglaubwürdig.

Fazit: „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“

Die Einheit der Kirche hat die vier Dimensionen des Zeugnisses (*martyria*), der gottesdienstlichen Versammlung (*leiturgia*), des tätigen Dienstes für die Nächsten (*diakonia*) und der gelebten Gemeinschaft (*koinonia*). Sie ist ganz und gar Geschenk. Sie kann nur empfangen, nie gemacht werden. Sie ist unverfügbar, aber in Jesus Christus immer schon da. In ihm selbst besteht sie: „ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“ (Eph 4,5). Dabei zu bleiben, ist die Herausforderung jeder Zeit, auch der heutigen. Es gilt, Apostelgeschichte 2,42 zu beherzigen: Festhalten an der Lehre der Apostel, dem Brotbrechen, der Gemeinschaft und dem Gebet. Mehr braucht es zur Einheit nicht: Nicht gemeinsame Riten entscheiden und nicht das Maß gemeinsam geteilter Einsichten und Verständnisse. Schon im Augsburger Bekenntnis von 1530 ist festgehalten (CA VII): Zur Einheit genügt, dass „das Evangelium rein gelehrt und die Sakramente recht verwaltet werden“. Kirche ist die Versammlung der Glaubenden, wo das geschieht: „*congregatio sanctorum, in qua evangelium pure docetur et recte administrantur sacramenta*“.

Die Versuchung, Einheit selbst zu definieren

Gelegentlich erliegen Christenmenschen verschiedenster theologischer und konfessioneller Ausrichtung der Versuchung, Einheit selbst schaffen zu wollen. Sie wollen verfügbar machen, was unverfügbar ist, herstellen, was sie nur empfangen können: die in ihren Augen „wahre Einheit“. Eine Einheit also, die sie nach dem Grad dessen, was sie in jeweils aktuellen Debatten für wesentlich halten, selbst definieren. Heute sind es vor allem ethische Fragen, die zu vermeintlichen Bekenntnisfragen stilisiert werden. Das geschieht mit verschiedener inhaltlicher Stoßrichtung durchaus in großer Ernsthaftigkeit, auch wenn gelegentlich andere Motive wie etwa politische Interessen oder ein gewisser Hang zu öffentlicher Selbstinszenierung Einzelner eine Rolle spielen mögen. Immer wieder ist damit ein Anspruch verbunden, eine Einheit herzustellen, für die Kirchen, Gemeinden, Werke, Verbände oder Ausbildungsstätten vermeintlich nicht mehr stünden. Mancher Eifer kippt in Verbissenheit und scharfe Abgrenzung, sät Misstrauen unter Christen und fördert Spaltungen. Entscheidend aber ist: Fast immer wird das Wesen der Einheit verkannt. Sie besteht eben weder in einem wie auch immer formulierten Minimalkonsens noch in Maximalforderungen an das, was zu glauben oder wie zu leben sei. Auch nicht in einem bestimmten Frömmigkeitsgefühl oder in bestimmten Formen. Schon gar nicht in gesellschaftspolitischer Einmütigkeit. Über vieles lässt sich trefflich streiten und mit gutem Grund eine Position beziehen. Um die rechte Lehre muss immer wieder neu gerungen werden, auch um ein angemessenes Verständnis der Bibel. Aber Einheit besteht nicht in bestimmten Definitionen des *Verständnisses* der Bibel, sondern im *Hören* auf die Bibel als das an uns gerichtete lebendige Wort Gottes. Dass wir es hören und uns sagen lassen – darauf kommt es an. Einheit besteht schlicht im Glauben selbst, den wir im Credo bekennen. Ob wir sie neu entdecken?

2. PASTORALER DIENST IM WANDEL

Herausforderungen für Gemeinde und Anstellungsträger, Ausbildungsstätten und Hochschulen

Der Dienst der Hauptamtlichen in den Verbänden und Werken der Gemeinschaftsbewegung ist wie viele Berufsbilder innerhalb der großen gesellschaftlichen Transformationsprozesse der Gegenwart in einem kontinuierlichen Wandel begriffen. Er unterliegt jedoch einer besonderen Wandlungsdynamik, da sich die Kirche, in deren Raum er sich traditioneller Weise vollzieht, in einem besonders intensiven, tiefgreifenden, ja existenziellen Wandel befindet: Die Rolle der Religionen und ihrer Institutionen verändert sich rasant, kirchliche Mitgliederzahlen sind im immer steiler werdenden Sinkflug, die Relevanz der Kirchen in gesamtgesellschaftlichen Debatten schwindet, die Kirche ist auf dem Weg von der Volkskirche zur Minderheitenkirche – mit der Kirche ist der Pfarrberuf in der Moderne in die Krise geraten. Das klassische evangelische Pfarrhaus, über Jahrhunderte eine Institution in Dorf und Stadtteil, so auch Inspirationsort geistesgeschichtlicher und kultureller Errungenschaften, existiert in seiner prägenden Gestalt nicht mehr. Die Diskussionen über ein angemessenes Bild von Pfarrerinnen und Pfarrern, ein angemessenes Amts- und pastorales Selbstverständnis ebbten seit Jahrzehnten nicht ab. Zu den historischen Veränderungen nur einige Stichworte: die Einführung der Frauenordination ab 1958, die Rolle der Pfarrfrau und des „Pfarrmannes“, die Berufstätigkeit beider Ehepartner, neue Geschlechterarrangements, neue Lebensformen im Pfarrhaus, Lebensgemeinschaften mit nicht evangelischen Lebenspartnern, veränderte Gemeindegroßen, Debatten um die Residenzpflicht, Teampfarramt, Funktionspfarrämter, Verbund- und Gesamtkirchengemeinden ... – die Liste ließ sich verlängern. Klar ist: Pfarrbilder sind heterogener geworden. Das gilt nun nicht in schlichtem Analogieschluss für den Beruf des Predigers, der Gemeinstdiakonin, des Gemeinschaftspflegers, der Gemeinschaftspastorin, des Kinder- und Jugendreferenten – aber allein die Aufzählung dieser unterschiedlichen Berufsbilder von Hauptamtlichen in der Gemeinschaftsbewegung zeigt: Auch hier ist der Wandel tiefgreifend. Zum Teil geht er parallel zum Pfarrdienst, auf den der Dienst der Hauptamtlichen in der Gemeinschaftsbewegung immer auch bezogen ist, zum Teil gibt es eigene spezifische Dynamiken, die es wahrzunehmen gilt. Im Folgenden will ich einige Tendenzen skizzieren, die sicher unvollständig sind, aber exemplarisch Einblick geben in gegenwärtige Entwicklungen.

2.1 Predigtamt und Priestertum aller Glaubenden: Eine reformatorische Orientierung

Ich beginne mit einer tiefen reformatorischen Einsicht, die sich in Artikel V der *Confessio Augustana* niederschlägt: Gott hat das Predigtamt eingesetzt, durch das das Evangelium von der Rechtfertigung des Gottlosen aus lauter Gnade um Jesu Christi willen (vgl. CA IV) verkündigt wird. Das Wort muss gehört und gesagt werden. Das Evangelium ist der gesamten Gemeinde, also allen Glaubenden, gegeben, es zu hören und zu sagen bzw. mit ihrer ganzen Existenz zu bezeugen. Das Priestertum aller Glaubenden bzw. aller Getauften ist eine wesentliche reformatorische Entdeckung, die im Pietismus besonders wirksam geworden ist. Martin Luther formulierte: „Dan was ausz der tauff krochen ist, das mag sich rumen, das es schon (zum) priester, Bischoff und Bapst geweyhet sey.“³ Es gibt also keinen Wesensunterschied zwischen Amtsträgerinnen und Amtsträgern auf der einen Seite und den sogenannten Laien auf der anderen Seite. Nicht erst das Amt, sondern der schlichte Glaube an Jesus Christus befähigt zum priesterlichen Dienst und Zeugnis. Jeder Christenmensch ist zum priesterlichen Dienst berufen, kann also das Wort Gottes bezeugen, weitersagen und für andere beten. Es braucht keinen *character indelebilis*, also ein besonderes Prägemerkmale, das ein Weihesakrament vermitteln müsste. Schon zur Zeit der Reformation ist der Pfarrer nicht eines höheren Standes als alle anderen Christenmenschen.

Doch hielt Luther auch fest: Es sind zwar „alle Christen (...) priester, Aber nicht alle Pfarrer“⁴. Alle haben denselben Stand, aber nicht denselben Beruf. „Das Pfarramt wird deshalb in der Confessio Augustana als Spezialfall des Predigtamtes betrachtet und entsprechend nachgeordnet in CA XIV eigens behandelt“⁵: „Vom Kirchenregiment wird gelehrt, daß niemand in der Kirchen öffentlich lehren oder predigen oder Sakrament reichen soll ohn ordentlichen Beruf“: Das „*publice docere*“ ist das an das „*rite vocatus*“ gebunden.

Fazit: Predigtamt und Priestertum sind allen Christen gegeben. Das Amt der öffentlichen Verkündigung ist dagegen an eine ordentliche Berufung gebunden.

³ M. Luther: An den christlichen Adel deutscher Nation, WA 6, 408.

⁴ M. Luther: Der 82. Psalm ausgelegt, WA 31/I, 211.

⁵ Isolde Karle: Praktische Theologie, Leipzig 2020, 136.

2.2 Der traditionelle Dienst der Hauptamtlichen in der Gemeinschaftsbewegung

Der Pietismus knüpft in vielfacher Weise an die Reformation an. Im Blick auf die Dienste der Wortverkündigung immer an ein allgemeines Predigtamt und das Priestertum aller Glaubenden. In den *collegia pietatis*, in Versammlungen und Erbauungsstunden, in Gebetsgemeinschaften und Hauskreisen, bei Andachten in Jungscharen und Mitarbeiterkreisen, in Bibelstunden und Evangelisationen wird Ernst gemacht mit dem Priestertum aller Glaubenden: Es wird ein gegenseitiger priesterlicher Dienst geübt.⁶ Es kommt zum Austausch über Erfahrungen mit dem Wort Gottes. Der eigene Glaube wird bezeugt. Bibelstellen werden erläutert. Leben und Lehre ins Gespräch gebracht. Die Veranstaltungen und Formen der Gemeinschaftstreffen haben zum Teil zunächst eher privaten, zum Teil eher öffentlichen Charakter. Entsprechend findet durchaus öffentliches Hören und Lehren statt. Die Öffentlichkeit von Versammlungen der Gemeinschaftsbewegung ist spätestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts evident. Sie haben von Anfang an gottesdienstlichen Charakter. Beteiligt sind Laien, Pfarrer und zunehmend auch Hauptamtliche der Gemeinschaftsbewegung; diese sind Hauptamtliche eigener Art.

Im Blick auf die letzten Jahrzehnte kann gesagt werden: Die Versammlungen in der Gemeinschaftsbewegung sind schlicht öffentliche Gottesdienste in verschiedener Form.

Dienst und Bezeichnung der Hauptamtlichen in der Gemeinschaftsbewegung sind vielfältig. Gemeinschaftspflege und Evangelisation als die beiden Brennpunkte der Gemeinschaftsarbeit markieren auch die Schwerpunkte ihres Dienstes. Im historischen Rückblick lässt sich sagen: Es gibt *Gemeinschaftspfleger*, die Bibelstunden halten, Besuche machen, Geschwister seelsorgerlich begleiten und gewisse organisatorische Aufgaben übernehmen. Es gibt bereits im 19. Jahrhundert *Evangelisten*, die häufig im Reisedienst sind und zum Teil in breiter Öffentlichkeit wahrgenommenen Evangelisationen auftreten, oft in Gasthäusern, Zelten und Hallen. Es gibt etwa in der Herrnhuter Tradition reisende *Sendboten*, die Gemeinschaftskreise besuchen. Es gibt *Missionare*, die weltweit entsandt sind und im Heimataufenthalt oder nach ihrem Auslandsdienst in Gemeinschaften tätig sind. Es gibt *Diakonissen*, die teils diakonisch, teils in der Kinder- und Jugendarbeit, in der Senioren- oder sonstigen Gemeindefarbeit verkündigend tätig sind, auch im Religionsunterricht. Es gibt *Gemeinschaftsschwestern*, die primär Kinder-, Jugend- und Frauenarbeit verantworten und gestalten. Es gibt, seit Beginn des 20. Jahrhunderts etabliert, *Prediger*, die in Gemeinschaften tätig sind. Der Begriff des Predigers setzt sich durch.⁷

⁶ Dabei bezieht sich die Gemeinschaftsbewegung immer wieder auf die von Luther in seiner Vorrede zur Deutschen Messe ausgeführte „dritte Weise des Gottesdienstes“.

⁷ 1988 notiert Präses Kurt Heimbucher: „Im Lauf der Jahrzehnte haben immer mehr Gemeinschaftsverbände immer mehr Prediger für ihre Arbeit angestellt.“, in ders.: Dem Auftrag verpflichtet. Die Gnadauer Gemeinschaftsbewegung. Prägungen – Positionen – Perspektiven, Gießen, Basel und Dillenburg 1988, 426.

Dieser vielfache Dienst der Hauptamtlichen in der Gemeinschaftsbewegung wird – trotz seiner spezifischen Ausbildung, trotz seinen zum Teil klar beschreibbaren Berufsbildern, trotz seinen anerkannten Qualifikationen und seiner öffentlichen Wirksamkeit lange Zeit als *professioneller Dienst von qualifizierten Laien mit spezifischer Beauftragung* verstanden. Man versteht sich als Bruder unter Brüdern, als Schwester unter Schwestern. Ein eigenes Amtsverständnis oder Amtsbewusstsein wird kaum entwickelt. Dem Dienst des Predigers eine pastorale und irgendwie amtliche Relevanz zuzuschreiben, wird in altpietistisch geprägten Bereichen länger und stärker mit Zurückhaltung begegnet als in eher neupietistisch geprägten Gemeinschaftsformen.⁸ Freilich sind die Übergänge fließend. In dem Maße wie die Entwicklung von der Gemeinschaft zur Gemeinde voranschreitet, kristallisiert sich das Amt des Predigers heraus, das nach innen im Verhältnis zu den Geschwistern, nach außen in seiner Verhältnisbestimmung zum Pfarramt und in die Öffentlichkeit als eigenes Berufsbild verplausibilisiert werden muss. In den letzten drei bis vier Jahrzehnten haben zudem andere Entwicklungen an Einfluss gewonnen.

Schon in dieser traditionellen Formatierung des hauptamtlichen Dienstes liegen zum Teil erhebliche Spannungen. Einige offene Fragen machen dies deutlich:

- Welcher Bildungsgrad ist für welchen Dienst geboten, notwendig, hinreichend?
- Welche Bezahlung ist angemessen?
- Wie lässt sich das (traditionelle, längst nicht mehr gelebte) Berufungs- und Sendungsprinzip vieler Ausbildungsstätten und Verbandsleitungen mit individuellen Interessen des/der Hauptamtlichen verbinden?
- Wie sind Berufsleben und Privatleben angemessen zu unterscheiden und aufeinander zu beziehen, wie ist eine Work-Life-Balance bzw. ein Work-Life-Blending zu gestalten, wonach „früher“ nie gefragt wurde?
- Wie ist die eigene pastorale Existenz zu beschreiben zwischen Pfarramt der Landeskirche, Pastorenamt von Freikirchen, Diakonen-Amt in Gemeinden, also zwischen all den Ämtern, die man eben *nicht* innehat?
- Wie ist der rechtliche Status etwa im Blick auf das Seelsorge- und Beichtgeheimnis, wenn man als Seelsorger wahrgenommen wird, dessen Dienst funktional ausfüllt, aber keinen dem Pfarrdienst vergleichbaren rechtlichen Status hat?

⁸ Präses Heimbucher weist an gleicher Stelle bei aller Wertschätzung und Dankbarkeit für den Dienst der Prediger mahnend auf eine Gefährdung hin: „Freilich muß auch auf der anderen Seite die Gefahr gesehen werden, daß bei einem Übergewicht der Hauptamtlichen das Laienelement leicht in den Hintergrund gedrängt werden kann. Wir müssen in der Gemeinschaftsbewegung aufpassen, daß wir nicht eine Entwicklung zu einer ‚Predigerkirche‘ einleiten. Wir würden ein wesentliches Element unserer Bewegung verlieren, wenn etwa der Nichttheologe nicht mehr in der Wortverkündigung mitarbeiten würde.“, ebd. – Vgl. Theo Schneider: Bruderschaft und Dienstgemeinschaft, in: a.a.O., 308-329.

- Wie werden Mitarbeitende angemessen begleitet, qualifiziert, entwickelt?
- Welche Perspektiven für berufsbiografische Weiterentwicklungen gibt es?
- Wer ist gegenüber den Hauptamtlichen weisungsbefugt: der Personalverantwortliche des Verbandes, der Bezirks- oder Gemeinschaftsleitungskreis vor Ort oder gar ein ehrenamtlicher Vorsitzender eines örtlichen Vereins oder womöglich der Pfarrer/die Pfarrerin, in dessen/deren Parochie er/sie gerade tätig ist?
- Wie ist der hauptamtliche Dienst, der auf kein ausdrückliches Amt bezogen ist, im Kontext von Ehrenamtlichen angemessen zu beschreiben?
- ...

Manche dieser grundlegenden Fragen fanden keine oder nur teilweise befriedigende Antworten. Manche Antworten sind eigentlich klar, werden in der Praxis jedoch gleichwohl in Frage gestellt. Bis heute nehme ich im Blick auf ein Gnadauer Amtsverständnis einen gewissen Schwebezustand wahr. Im Blick auf Beauftragung und Ordination wird in den verschiedenen Verbänden je nach Vereinbarung mit den jeweiligen Kirchen unterschiedlich verfahren. Eine Praxis hat sich etabliert; manche theologischen und strukturellen Klärungen folgen nach. Klar ist: Es gibt kein Amt, das die Person je getragen hätte. Der Prediger ist viel mehr als der Pfarrer ein persönlicher Repräsentant des frommen Lebens. Er trägt die Last, immer wieder neu vorwiegend als Persönlichkeit überzeugen zu müssen, durch seine religiöse Authentizität die Glaubwürdigkeit seines Dienstes herstellen zu müssen und durch seine individuelle Strahlkraft gemeindliche und womöglich auch gesellschaftliche Anerkennung zu finden. Die Sehnsucht nach einem anerkannten Amt, das irgendwie trägt, ist daher groß.

Es gibt auch darüber hinaus vielfältige Differenzerfahrungen zum Pfarrdienst, auf die der Dienst des Predigers bzw. der Predigerin immer in irgendeiner Weise bezogen ist. Diese in gewisser Weise ungeklärte Konstellation im Blick auf Amt und Dienst der Hauptamtlichen in der Gemeinschaftsbewegung trifft auf neue Entwicklungen und wird von diesen gewissermaßen überrollt bzw. überholt, so dass sich eine neue Situation mit neuen Herausforderungen und Chancen ergibt. Im Blick auf all diese und weitere Fragen erweist es sich als außerordentlich hilfreich, dass es mit dem „Gnadauer Bündnis – Lernen und Arbeiten im Gnadauer Verband“ ein Institut gibt, in dem das weite Feld des Dienstes aus verschiedenen Perspektiven bedacht und beraten wird und gute Wege vereinbart werden können.⁹

⁹ Zur Einordnung der Thematik verweise ich auf ein noch unveröffentlichtes Buch von Prof. Dr. Johannes Zimmermann, das noch in diesem Jahr erscheinen wird. Der Systematiker an der Evangelischen Hochschule Tabor und künftige Dekan in Württemberg stellt die Entwicklungen im Zusammenhang dar. Es ist die umfassendste Darstellung und eine profunde theologische Reflektion der jüngeren Entwicklungen in der Gemeinschaftsbewegung. Johannes Zimmermann: Von der Gemeinschaft zur Gemeinde, Gießen 2023.

2.3 Neuere Entwicklungen

a) Kirche in der Krise

Die zunehmende Individualisierung und Entkirchlichung der Gesellschaft treffen auch die Gemeinschaftsbewegung bis ins Mark. War sie traditionell Teil einer das Christentum im deutschsprachigen Raum weithin prägenden Volkskirche, die den Rahmen für ihre Arbeit und ihr Selbstverständnis (*ecclesiola in ecclesia*) vorgegeben hat, so ist dieser große identitätsprägende Rahmen am Zerschellen. Die Volkskirche gibt es in vielen Teilen Deutschlands nicht mehr. Gemeinschaften haben es nicht mehr primär mit „den Frommen“ in der Kirche zu tun, sondern stehen selbst an der Front der konfessionellen Grenzen. Sie begegnen mit ihren Angeboten und Räumen zunehmend Menschen, die nicht Mitglieder einer Kirche sind oder aus anderen Kirchen kommen. Das allein hat erhebliche Auswirkungen auf den Dienst der Hauptamtlichen.

b) Pfarrberuf in der Krise

Blicken wir aber zunächst noch einmal auf den Pfarrberuf. Dieser ist seinerseits in eine radikale Krise geraten. Das Amtsverständnis selbst in Frage gestellt. Auch für das Pfarramt gilt inzwischen: Nicht mehr das Amt trägt die Person, sondern die Person muss das Amt tragen.¹⁰ „Nicht was der Pfarrer tut, sondern was er ist, scheint nunmehr (...) von Bedeutung zu sein. (...) Er ist nichts anderes als eine lebendige Repräsentanz der individuell verwirklichten Religion. Seine Tätigkeit besteht dann in der Expression seiner selbst.“¹¹ – Nun mag eine solche Einschätzung gewiss Fragen aufwerfen und theologischen Widerspruch rechtfertigen – der Dienst eines Pfarrers bzw. einer Pfarrerin weist ja gerade von der eigenen Person weg und auf den lebendigen Gott hin und rechnet mit dessen Wirken, das unverfügbar, aber doch verheißen bleibt. Was außerhalb unserer selbst (*extra nos*) liegt, das Evangelium von Jesus Christus, entlastet von der Last, selbstwirksam tätig sein zu müssen. Ungeachtet dessen wird damit eine Entwicklung beschrieben: Auf dem Pfarrdienst liegt – in subjektiver Selbstwahrnehmung und nach soziologisch nachvollziehbarer Deskription – zunehmend genau die Last, die den Dienst der Hauptamtlichen in der Gemeinschaftsbewegung schon länger kennzeichnet, nämlich der Aufgabe, das persönlich-individuell tragen, leisten und repräsentieren zu sollen, was mit einem allgemeinen Amt nicht mehr verbunden wird und als solches nicht mehr anerkannt ist. Dem Akzeptanzverlust des christlichen Glaubens in der Öffentlichkeit und dem Resonanzverlust der kirchlichen Botschaft entspricht ein Bedeutungsverlust des Pfarrdienstes. Das Sozialprestige sinkt. – Zugleich wird dem Pfarrberuf nach wie vor eine „Schlüsselrolle“ beigemessen. Viele Kirchenmitglieder haben ihren einzigen

¹⁰ Vgl. Isolde Karle: Praktische Theologie, Leipzig 2020, 141.

¹¹ Wolfgang Steck: Die Privatisierung der Religion und die Professionalisierung des Pfarrberufs. Einige Gedanken zum Berufsbild des Pfarrers, PTh 80, 1991, 306-322, 316.

Kontakt zur Kirche über die Pfarrperson und die Kasualien. Andererseits steigt die Unzufriedenheit im Pfarrdienst angesichts vieler Strukturreformen, die gelegentlich als kirchenamtliche Reglementierungen wahrgenommen werden, als Funktionalisierungen des Pfarrdienstes, die die Pfarrerin zunehmend als Filialleiterin einer NGO vor Ort ansehen und persönliche Freiheiten mehr und mehr einschränken. Es ist die Rede von einer „Gemeinschaft der Ermüdeten“ und „der Erschöpften“. Die Attraktivität des Berufes leidet.¹² Das zeigt sich auch dramatisch an der Entwicklung der Studierendenzahlen im Fach Evangelische Theologie, die rapide gesunken sind. Die Theologischen Fakultäten bleiben davon nicht unberührt. Hier haben wir als Kirche ein Problem. Und als Gemeinschaftsbewegung. Denn mit dem Pfarrberuf ist wiederum ein Rahmen in der Krise, in dem der Dienst der Hauptamtlichen in der Gemeinschaftsbewegung öffentlich wahrgenommen wird. Es gibt so etwas wie eine Krise des pastoralen Dienstes insgesamt. Darauf deuten auch die Studierendenzahlen an Gnadauer Ausbildungsstätten, insbesondere im Blick auf den pastoralen Gemeindedienst und Theologie als einzigem Studienfach an den Hochschulen.

c) Die Entwicklung von der Gemeinschaft zur Gemeinde

Längst nicht alle, aber eine wachsende Zahl von Gemeinschaften arbeiten selbständiger und unabhängiger von Kirchengemeinden, als dies früher der Fall war. Das Gnadauer Modell 3 (alternativer Dienst) hat im Vergleich zu Modell 1 (ergänzender Dienst) und Modell 2 (partiell stellvertretender Dienst) an Bedeutung gewonnen und wird in etwa der Hälfte aller Gemeinschaften in Gnadau gelebt.¹³ Gemeinschaften wurden und werden zu Gemeinden.¹⁴ Bibelstunden zu Gottesdiensten. Aus dem Prediger bzw. der Predigerin ist ein Pastor bzw. eine Pastorin geworden. Die Begleitung einer ergänzenden Arbeit wird zunehmend abgelöst durch die Leitung einer eigenständigen, aber gleichwohl vernetzten Arbeit. Der Titel des Gemeinschaftspastors hat sich weitgehend durchgesetzt. An die Stelle traditioneller Vertiefung treten verstärkt Innovation und

¹² Vgl. eine jüngste Umfrage der württembergischen Pfarrvertretung unter 597 Pfarrern und Pfarrerinnen zur Belastung im Pfarrberuf, in: Für Arbeit und Besinnung. Zeitschrift für die Evangelische Landeskirche in Württemberg, 4/2023, 19-26.

¹³ Die Ergebnisse einer entsprechenden Erhebung wird Generalsekretär Frank Spatz im Rahmen seines Berichtes auf dieser Mitgliederversammlung vorstellen.

¹⁴ Zu verweisen ist auf die lange Debatte und die Reflektionen der Gnadauer Präses, etwa Kurt Heimbucher 1988 in seinem schon zitierten Sammelband: Dem Auftrag verpflichtet, 422ff.; Christoph Morgner in seinem wegweisenden Gnadauer Präsesbericht im Jahr 1996 mit der Vorstellung der drei Gnadauer Modelle (ders.: Unsere Gemeinschaften zwischen Gestern und Morgen, Dillenburg 1996); schließlich Michael Diener in seinem Präsesbericht 2012: Lasst uns Neues wagen! Theologische Begründungen und Impulse zu den Themenfelder „geistliches Leben“, „Gemeindeverständnis“ und „gesellschaftliche Verantwortung“ in der Gemeinschaftsbewegung, 10ff., dort resümierend: „Zusammenfassend will ich um der Identität unserer Gemeinschaften willen klar und unzweideutig festhalten, dass unsere Gemeinschaften biblisch- theologisch „Gemeinden“ sind. Die besondere innerkirchliche Stellung, die die Gemeinschaftsbewegung aus Überzeugung innehat, macht die mit diesen Feststellungen verbundenen institutionellen Fragen schwierig. Deshalb wird es keine einfachen und auch keine identischen Lösungen in der Weite unserer Bewegung geben. Kommunikation, Rücksichtnahme, Geduld, Mut und auch Überzeugungskraft sind erforderlich.“, a.a.O., 15.

Zielorientierung, ebenso die Gründung neuer Gemeinden. Die Stellenbeschreibungen werden heterogener und ausdifferenzierter. Der früher klassische, tendenziell einheitliche Bezirksdienst wird mehr und mehr ergänzt und teilweise abgelöst von spezifischen Schwerpunktarbeiten. Mir scheint, dass diese Entwicklung in ihrer Tragweite noch nicht überall hinreichend wahrgenommen ist; das gilt auch im Blick auf Vereinbarungen mit einigen Landeskirchen.

d) Professionalisierung des Dienstes und partielle Akademisierung der Ausbildung

Seit längerem steigen die Erwartungen an Predigerinnen und Prediger. Eine theologische Ausbildung wird in der Regel vorausgesetzt. Pädagogische und sozialpädagogische Kompetenzen sind zunehmend gefordert. Wir sehen eine Steigerung des Ausbildungsniveaus. Es gibt bestens qualifizierende Abschlüsse an Ausbildungsstätten und Hochschulen im Gnadauer Raum. Mit einher geht eine erhebliche Professionalisierung und gewisse Akademisierung der Gemeinschaftspastoren, Diakoninnen und Referenten. Die Erwartungen der Gemeinden steigen; die Erwartungshaltungen von Absolventinnen und Absolventen an die Anstellungsträger ebenso. Eine wachsende Zahl offener Stellen steht einem begrenzten Feld von Absolventinnen und Absolventen entgegen. Die Lage könnte dadurch noch verschärft werden, dass der absehbare Mangel an Pfarrpersonen in den Landeskirchen dazu führt, dass Hauptamtliche aus der Gemeinschaftsbewegung verstärkt für den Pfarrdienst umworben werden. Darauf weisen bereits jetzt die Diskussionen und Beschlüsse in Kirchen und Synoden hin. Das ist einerseits eine Würdigung für den Dienst unserer Ausbildungsstätten und Hochschulen und eine Wertschätzung des Dienstes vieler Hauptamtlicher in unserer Bewegung; andererseits verschärft sich mittelfristig die Lage auf dem Gnadauer Stellenmarkt. Gnadau bietet eine Vielzahl von Stellen in einer wachsenden Zahl innovativer und inspirierender Gemeindesituationen.

e) Pluralisierung der Gemeinschaftsformen und der Dienste

Viele Gemeinschaften bewegen sich noch in diese Richtung der Gemeindewerdung. Wirksam ist hier sicher neben der Orientierung an einer landeskirchlichen Gemeindearbeit auch der Einfluss angelsächsischer und freikirchlicher Modelle (etwa durch Willow Creek, die Fresh-X-Bewegung, aber auch neuere Initiativen wie ICF oder Hillsong). Wir brauchen, um Menschen zu beheimaten, Gemeindegründungen: Gründungen von Profil-, Personal- und Lebensweltgemeinden innerhalb unserer Bewegung und unserer Kirchen. Die Gemeinschaftsverbände bilden dafür einen idealen Rahmen, in dem Freiheit und kirchliche Anbindung in guter Weise gelebt werden können. Zugleich gilt es auch zu sehen: Auch klassische freikirchliche Gemeindemodelle stagnieren häufig und erreichen die meisten Milieus nicht. Um eine breitere Milieudurchdringung zu erreichen, braucht es neue sozialräumlich ausdifferenzierte Gemeindeformen. Es braucht einen Neuaufbruch der gemeindenahen Diakonie. Gemeinden der Zukunft werden missionarisch und

diakonisch profiliert sein oder kaum mehr bestehen. Es braucht neue Ausdrucksformen von Kirche und Gemeinschaft, noch mehr Erprobungsräume, häufig offenere Formen von Gemeinde und Gemeinschaft.¹⁵ Viele Menschen lassen sich nicht in klassischen Gemeindeformen mit ihren Verbindlichkeiten, Gruppen und Kreisen einbinden. Freier, digitaler, individuell anpassungsfähiger, mobiler muss Gemeinde sein. Mehr „Netflix-Gemeinde“ als „TV-Gemeinde“ will sagen: mehr „Netzwerk-Gemeinde“ als „lineares Gemeinde-Programm“. Mehr Raum für ein individuelles Maß an Gemeinschaft. Mehr Flexibilität und Experiment.

Das alles erfordert eine *Pluralisierung* der hauptamtlichen Dienste und deren *ausdifferenzierte Professionalisierung*. Das entspricht auch meiner Erfahrung in der Leitung eines regionalen Gemeinschaftsverbandes: Wir brauchen mehr Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen. Mehr Absolventinnen und Absolventen von Studiengängen wie „Theologie und Soziale Arbeit“. Mehr Musik-Pastoren. Mehr Medien-Pastorinnen. Mehr Jugendreferenten. Mehr Pädagoginnen. Mehr je individuelle missionarische Kompetenz. Mehr multiprofessionelle Teams. Zugleich brauchen wir Theologinnen und Theologen, denn Gemeinde Jesu Christi braucht immer eine solide theologische Leitung und daher beste theologische Bildung. Wir brauchen zudem initiative Pioniere mit hoher Leitungskompetenz und Inspirationskraft. Zunehmend sind von Gemeinden vor Ort so etwas wie „charismatischer Charme“ und „Start-Up-Qualitäten“ eines Hauptamtlichen gefragt. Wer „Neues wagen“ und ein „Upgrade“ der Gemeinschaftsarbeit erreichen will, sucht Entrepreneure.¹⁶

Das eröffnet große Chancen für Gemeinschaftsverbände, weil sie eben gerade nicht selbst eine der Großinstitutionen sind, die allesamt in der Krise sind. Gemeinschaften haben die Chance, flexibler und schneller als Parochialgemeinden auf die Bedürfnisse nach kurzfristigen und unverbindlichen Zugängen zu religiösen Erfahrungen zu reagieren. Sie sind missionarisch freier und in den Formen flexibler. Für die Gliedkirchen sind freie Werke ein Geschenk, um im Vorfeld kirchlicher Mitgliedschaft zu agieren, Menschen geistlich zu erreichen und diesen womöglich Räume der Zugehörigkeit zu eröffnen. Vergemeinschaftung geschieht zunehmend individualisiert. Spätmoderne Spiritualität ist stark auf die jeweiligen Subjekte bezogen und gibt selbst Modus, Tempo und Form der Gemeinschaftsbildungsprozesse vor. Hier hat der Pietismus mit seiner subjektorientierten und zugleich christuszentrierten Ausrichtung eine besondere Ressource einzubringen. – Um diese Prozesse integrativ gestalten zu können, braucht es Entrepreneure mit hoher sozialer und kommunikativer Kompetenz.

¹⁵ Vgl. Thomas Schlegel, Juliane Kleemann (Hg.): Erprobungsräume. Andere Gemeindeformen in der Landeskirche, Leipzig 2021.

¹⁶ Vgl. Heinzpeter Hempelmann: Warum die Kirche keine Zukunft hat, Theologische Beiträge 2020-06, 440-456; ders.: Schwache Kirche unter den Verheißungen eines starken Gottes. Wie die Kirche Zukunft gewinnen kann, Theologische Beiträge, 2021-02, 78-97.

2.4 Fazit: Anforderungen an Hauptamtliche, Anstellungsträger und Ausbildungsstätten

Bündeln wir die nur angedeuteten Entwicklungen in ein Anforderungsprofil, so wird schnell klar, dass dies nur in Überforderung enden kann oder diesen Entwicklungen chancenorientiert aber durch eine neue Perspektive auf die vielfältigen hauptamtlichen Dienste begegnet wird. Pluraler, professioneller, ausdifferenzierter wird sich eine professionelle Dienstgemeinschaft gestalten, die eng mit dem Engagement ehrenamtlicher verknüpft ist. Gefragt sind etwa:

- Theologische und spirituelle Kompetenz, darunter auch seelsorgerliche und missionarische, insbesondere homiletische Kompetenzen
- Kommunikative und digitale Kompetenzen
- Soziologische und sozialpädagogische Kompetenzen
- Religionspädagogische und didaktische Kompetenzen
- Kybernetische Kompetenzen und Entrepreneurship
- Wahrnehmungs- und Dialogfähigkeit
- Ein differenziertes Rollenbewusstsein
- Innovations- und Inspirationskraft
- Individuell spezifische Zusatzkompetenzen

Um diesen gewachsenen Anforderungen zu entsprechen, stehen Ausbildungsstätten, Schulen und Hochschulen auf der einen Seite, Verbände, Werke und Gemeinden als Anstellungsträger auf der anderen Seite in der Pflicht, die kulturellen und strukturellen Voraussetzungen zu schaffen. Wir brauchen im Gnadauer Raum:

- Ein **breites Spektrum qualifizierter Ausbildung** an Bibelschulen, Missionsschulen, Seminaren und Hochschulen. Hier hat sich in den letzten Jahren erfreulich viel entwickelt. Alle Gnadauer Ausbildungsstätten wären hier eigens zu nennen und zu beschreiben. Hier ist eine Weite gewachsen, für die ein wachsender Bedarf in Werken und Verbänden besteht.
- Ein **neues Bewusstsein**, dass Ausbildung und Studium ein essenzieller Bedarf von Gemeinde, Gemeinschaft und Diakonie sind, das sich auch auf die wirtschaftliche Situation der zum Teil erheblich angefochtenen Bildungseinrichtungen stabilisierend auswirkt. Auch Bildung braucht Spenden.
- Eine **Revitalisierung der Dienst-, Studien- und Lebensgemeinschaften**. Die zunehmende Individualisierung und Profilierung von Einzelstellen sind auf Kollegialität, Kommunikation und Konnektivität unter Hauptamtlichen angewiesen. Alle Dienste, so unterschiedlich sie sind, sind geistliche Dienste. Hier liegt eine große Ressource in unserer Bewegung, die auch für junge Menschen attraktiv ist.

- **Ausdifferenzierte Stellenkonzeptionen** und konkrete Stellenbeschreibungen. Standardisierte Dienstaufträge genügen einer zunehmend sozialraum-orientierten Arbeit immer weniger. Freilich wird es weiter vergleichbare Dienstaufträge in vergleichbaren Dienststellen geben.
- Eine angemessene Begleitung dieser zunehmend bunten und vielfältigen Schar von Hauptamtlichen in den Werken und Verbänden. Fanden sich früher fast ausschließlich Bibelschul-Absolventen in der sog. Predigerschaft, so gilt es jetzt für Personalverantwortliche, **eine multiprofessionelle Dienstgemeinschaft zu begleiten**, die in verschiedenen Dienstbereichen tätig sind: Pastoren großer Gemeinden, Musikschullehrerinnen mit festen Unterrichtszeiten, Jugendreferenten in gruppenbezogener, offener und an Schulen stattfindender Jugendarbeit, Sozialarbeiterinnen in der Begleitung geflüchteter Menschen, Religionspädagogen und Erzieherinnen, die an öffentlichen Schulen und/oder gemeindeeigenen Kindertagesstätten tätig sind, Gemeindeglieder, die zu Wohnzimmergottesdiensten und Eltern-Kind-Angeboten einladen und sich in neuen Stadtteil-Communities einbringen ... – Die Diversität unter Hauptamtlichen wächst. Es ist ein Zeichen von Vitalität und Agilität, wenn dies in unseren Werken und Verbänden geschieht. In einer immer pluraler werden Gesellschaft brauchen wir Menschen im Dienst, die aus verschiedenen Milieus kommen, Hauptamtliche anderer Sprache und Herkunft, Männer und Frauen, Jüngere und Ältere, Verheiratete und Singles, Menschen mit verschiedenen, sich in einer großen Dienstgemeinschaft der Vielfalt ergänzenden Qualifikationen und Kompetenzen. Die Einheit aber dieses Dienstes zu wahren, die Ausrichtung auf den einen Auftrag, der uns in unserer Bewegung leitet, und die je individuell angemessene Begleitung und Personalführung fordern Personalverantwortliche in einem bislang nicht gekannten Maße heraus.
- **Ausdifferenzierte Personalentwicklung und Fortbildungsangebote.** „Lebenslanges Lernen“ ist nicht nur eine Anforderung an Hauptamtliche, sondern auch eine Bringschuld an Personalführung: Weiterentwicklungsprozesse müssen ermöglicht, gestaltet und stets neu den wachsenden Bedürfnissen Dienstorten und Hauptamtlichen angepasst werden. Dazu gehört es auch, Räume für kollegiale Beratung, Coaching- und Mentoring-Prozesse zu eröffnen.
- Nicht zuletzt braucht es eine **differenzierte Wahrnehmung und eine theologische Reflexion** der Vielfalt der Dienste und der neuen Formatierung geistlicher Ämter in der Gemeinschaftsbewegung. Dazu gehört auch, Wege zu Beauftragung, Berufung und Ordination zu verschiedenen Diensten und Ämtern im Benehmen mit den Kirchen zu finden, in Bezug zu denen sich Gemeinschaftsarbeit vollzieht.

All diese Anmerkungen sind freilich skizzenhaft und vorläufig. Die gesellschaftlichen Entwicklungen im Raum der Arbeitswelt schreiten massiv voran (Stichwort: „new work“). Zugleich erleben wir die Gleichzeitigkeit verschiedener Arbeitswelten und Formen des Dienstes. Es bedarf weitergehender Reflektion, Innovation und Vergewisserung. Ausdrücklich weise ich auf das Forum „Berufsbilder in der Gemeinschaftsbewegung entwickeln“ hin, das unter dem Titel „Dynamisch in die Zukunft“ vom 20. bis 21. Oktober 2023 in Marburg stattfindet.¹⁷

3. DIENST FÜR DIE WELT

Evangelisation und Gemeinschaftspflege, Diakonie und soziale Verantwortung

Die Fragen nach Einheit und Zusammenhalt dürfen wir als Gemeinschaftsbewegung nicht nur intern oder mit Blick auf unser Verhältnis zu den Kirchen bewegen. Wir sind in die Welt gestellt. Wir haben als Einzelne und als Gemeinschaft gesellschaftliche Verantwortung. Das Bewusstsein dafür haben wir zu schärfen. Die klassischen Schwerpunktsetzungen der Evangelisation und Gemeinschaftspflege haben gewiss nicht an Relevanz verloren. Im Gegenteil, sie bleiben Brennpunkte einer Ellipse, die den Raum unseres Dienstes beschreibt. In denselben Raum gehört jedoch *eo ipso* auch die Diakonie als eine Kommunikationsform des Evangeliums, die nicht verhandelbar, sondern mit dem Auftrag des Auferstandenen gegeben ist. Eine Kirche ohne Diakonie hört auf, Kirche zu sein, genauso wie eine Kirche ohne Mission ihren „Herzschlag“¹⁸ verliert. Konsequentermaßen haben wir uns in „Gnadau“ darum verpflichtet: „Keine Gemeinschaft ohne Diakonie“¹⁹: „Jede Gemeinschaft, die das Evangelium verkündigt, braucht diakonisches Handeln – oder sie ist keine Gemeinschaft im Sinne des Evangeliums“²⁰. Diakonie gehört zum Wesen von Gemeinschaft. Das gilt ebenso uneingeschränkt für unsere sozialethische Verantwortung. Wir sind Gemeinschaft für die Welt. Gemeinschaft für die Stadt, für den Stadtteil, für das Dorf, für die Nächsten. Wir haben als Hoffnungsbewegung einen Auftrag, Menschen zum Glauben an Jesus Christus zu rufen, Einzelnen in verschiedensten Notlagen beizustehen und das Leben in der von

¹⁷ Ev. Gnadauer Gemeinschaftsverband (2023), <https://www.gnadauer.de/buendnis/> [Abrufdatum: 15.02.2023]

¹⁸ Verfügbar etwa über https://www.a-m-d.de/fileadmin/user_upload/Material/Dokumentation/Mission_allgemein/EKD-Synode_1999_Leipzig_Juengel.pdf; vgl. auch W. Huber: „Die Welt im Licht der Gnade – Der missionarische Auftrag unserer Kirche im 21. Jahrhundert“, Berlin 2009. https://www.ekd.de/090608_huber_berlin.htm.

¹⁹ <https://www.gnadauer.de/uploads/gnadauer/2018/02/17-09-20-Keine-Gemeinschaft-ohne-Diakonie.pdf>

²⁰ Ebd.

Gott geschaffenen Welt zu gestalten. Dabei ist darauf zu achten, dass „wir sorgfältig unterscheiden zwischen diakonischem Handeln (am einzelnen, und seien es viele einzelne) und sozialem Handeln (in Bezug auf Staat und Gesellschaft)“²¹. Allerdings festzustellen, dass unsere Berufung zum Dienst für die Welt in der Breite unserer Bewegung in den letzten Jahrzehnten nicht in der Weise handlungsleitend und impulsgebend gewesen ist, wie das in den Ursprüngen des Pietismus der Fall war.²² Die bemerkenswerten sozialem Impulse des Lausanner Weltkongresses 1974²³ wurden im Gnadauer Raum zurückhaltend aufgenommen. Die Gründe dafür sind vielschichtig²⁴ und können an dieser Stelle nicht diskutiert werden. Wesentlich aber erscheint, heute den Auftrag wieder neu zu hören und wahrzunehmen.²⁵ Dazu dienen auch die Beiträge und der Austausch auf dieser Mitgliederversammlung in Berlin.²⁶ Das Thema wird weiter zu vertiefen sein. An dieser Stelle sei dafür nur ein Impuls gesetzt, nachfolgend mit einer Besinnung zu Jeremia 29,7, bewusst in einer anderen Sprachform im Rahmen eines kleinen Exkurses.²⁷

Exkurs: „Das Beste für Babylon“

Ein wegweisendes Prophetenwort der Bibel führt uns direkt nach Babylon. Dort leben viele Israeliten im Exil. In Gefangenschaft nach ihrer Verschleppung. Jahrzehnte leben sie dort im fremden heidnischen, ach so übermächtigen fremden Staat. Und genau dort hören sie, was Jeremia, der alte Prophet ihnen sagt. Als eine göttliche Weisung sollen sie es hören: „Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum Herrn; denn wenn's ihr wohl geht, so geht's auch euch wohl.“

²¹ K. Bockmühl: Evangelikale Sozialethik – Der Artikel 5 der Lausanner Verpflichtung, Theologie und Dienst, Heft 9, Gießen 1975, 149.

²² Dagegen etwa H. Egelkraut: „Man wird sich nicht darauf berufen können, dass die Kirche im NT sich nicht politisch betätigte. Man wird grundsätzlicher fragen müssen, ob die Christen nicht mit berufen sind an der Gestaltung dieser Welt, die doch Gottes Welt ist, mitzuwirken.“, in ders.: Gemeinschaftsbewegung und Diakonie. Fachtagung des Gnadauer Verbandes vom 10.-12. Oktober 1988 in Haus Friede, Hattingen, 12.

²³ Vgl. dazu ausführlich darstellend T. Dietz: Menschen mit Mission. Eine Landkarte der evangelikalen Welt, Holzgerlingen 2022, 98ff.

²⁴ In seinem noch nicht veröffentlichten Vortrag, den er beim Neupietismus Symposium am 4. Februar 2023 in Marburg gehalten hat, erörtert Prof. Dr. Norbert Schmidt die „(Nicht-)Rezeption“ des Themas „Mission und Soziale Verantwortung“ in der Gnadauer Gemeinschaftsbewegung, das vom Lausanner Kongress 1974 gesetzt war.

²⁵ Vgl. J. Zimmermann: Gemeinde, Mission und Transformation. Beiträge zur Gemeindeentwicklung, Göttingen 2020, sowie T. Dietz, T. Faix: Transformative Ethik. Wege zum Leben. Einführung in eine Ethik zum Selberdenken, Neukirchen 2021, 319ff.

²⁶ Zu verweisen ist insbesondere auf den Vortrag von Anna-Lena Moselewski: Nachfolge und Nachhaltigkeit. Von Glauben, öffentlicher Verantwortung und einer großen Verheißung, Berlin 2023. Vgl. überdies zur öffentlichen Debatte H. Rosa: Demokratie braucht Religion, München 2022.

²⁷ Damit sei auch ein kleiner Ausblick gegeben auf ein Buch, das im Herbst dieses Jahres erscheinen soll, Steffen Kern: Hoffnungsmensch. Mit dem Himmel im Herzen die Welt verändern, Holzgerlingen 2023.

Mehr als erstaunlich. Man hätte zur Revolution rufen können. Zum Aufruhr. Jedenfalls zur Abgrenzung. Aber nein: Stattdessen eine ganz bemerkenswerte Gemeinwohlorientierung. Eine Ausrichtung auf das Wohl der ganzen Stadt. Der gesamten Gesellschaft. Der Blick nicht auf Partikularinteressen, Lobbypolitik, sondern für das Sozialgefüge im Ganzen. Der Blick auf alle. Und das vor 2.600 Jahren! Hoffnungsmenschen sollen sie sein, die Verschleppten. Als solche sollen sie leben. Das heißt Weltverantwortung bis heute.

Es ist auffällig, dass hier „Suchen“ steht. Nicht: „Bemüht euch! Versucht es wenigstens! Tut was! Seid anständig ...“, sondern Suchen. Das ist zielgerichtet. Fokussiert. Das hebräische Wort heißt „darsch“ und wird eigentlich verwendet, um Gott zu suchen. Es ist ein Wort des Gottesdienstes. Es beschreibt die zutiefst ernsthafte Bewegung zu Gott hin. Daher wird es auch für Wallfahrten zum Tempel verwendet: Sich auf den Weg machen, um Gott zu begegnen. – Genau in diesem Ernst sollen sich die Verschleppten der Stadt zuwenden. Mit ganzem Fokus und aller Kraft.

Das heißt: Augen auf! Nicht wegschauen. Hinschauen: Wo sind Menschen in Not? Wo gibt es Ungerechtigkeit? Wo werden Menschen für Zwecke anderer benutzt und missbraucht? Wie geht es zu in den sog. Flüchtlingsheimen, in Gefängnissen und Krankenhäusern? Wo werden Menschen ausgegrenzt, klein gemacht, ihrer Würde beraubt? Wie geht es zu in den Rotlichtvierteln der Stadt? Wo gibt es Menschenhandel? Wo werden Menschen diffamiert? Wo wird ihnen ihr Recht auf Leben genommen?

Wir haben keine Wahl

In der Politik braucht es nicht nur Routine, sondern Leidenschaft. Verantwortliche sind gefragt, die wahrnehmen, und denen durchs Herz geht, was sie sehen und hören. Hoffnungsmenschen, die das Recht suchen und für das Beste der Stadt eintreten. Mit vollem Engagement und ganzem Herzen. So ein Mensch ist etwa Dr. Denis Mukwege. Der Arzt und Friedensnobelpreisträger aus dem Kongo, der sich wie kein zweiter für die Belange von Mädchen und Frauen einsetzt, die durch Gruppenvergewaltigungen gezielt misshandelt werden, sagt: „Wenn wir zu Christus gehören, haben wir keine Wahl. Dann müssen wir an der Seite der Schwachen sein, an der Seite der Verwundeten, der Flüchtlinge und der Frauen, die diskriminiert werden.“

Als Christen haben wir keine Wahl. Viele Entscheidungen sind klar. Man lässt Menschen in Seesnot nicht ertrinken. Man lässt Obdachlose auf der Flucht nicht erfrieren. Man lässt Fremde nicht draußen vor der Tür, sondern bittet sie herein. Man lässt Menschen nicht sterben, weil sie Einschränkungen oder Behinderungen haben. – Das sind Gebote der Menschlichkeit, Gebote Gottes, Gebote der Hoffnung.

Das bezeugt die Geschichte Gottes selbst: Er kommt in die Welt. Er wählt die Verlorenen. Er will, dass niemand verloren geht. Nicht für den Himmel verloren und nicht verloren in dieser Welt.

Dafür steht Jesus Christus. Er tauscht das himmlische Jerusalem mit Babylon, um hier das Beste zu schaffen. Wir haben keine Wahl: Hoffnung verpflichtet zur Weltverantwortung.

Das Beste – weil gut nicht gut genug ist

Noch eine Beobachtung. Es steht nicht nur da: „Tut etwas Gutes“, sondern sucht der Stadt „Bestes“. Superlativ! Gut genügt nicht. Das Beste ist gefragt. Mehr Anspruch geht nicht. Es braucht Menschen, die eine Idee vom Besten haben. Eine Vision von der besten aller Welten. Es braucht Menschen, die eine Hoffnung kennen und Hoffnung haben. Also Menschen, die ein „Seil spannen“ (hebräisch: „qiwa“, hoffen): Den einen Pflock in der Gegenwart einschlagen, im Hier und Jetzt. Und den anderen Pflock in den Verheißungen Gottes, in dem also, was Gott selbst verspricht und schafft. Wer um das ewige Heil weiß, dem ist das zeitliche Wohl nicht gleichgültig.

Und: Es geht um das Beste *der Stadt*, nicht um *mein* Bestes. Keine Klientelpolitik. Nicht Lobbypolitik. Nicht Partikularinteressenvertreter. Es geht ums Ganze. Es braucht einen Sinn für die vielen Einzelnen. Ein Gespür für Gerechtigkeit. – Und das alles, obwohl die Stadt doch gottlos ist: Babylon ist der Inbegriff des Heidentums. Die Herrscher lassen sich als Gottheit verehren. Ruchlos. Sittenlos. Aber nichts von Wutbürgertum. Nichts von Schelte gegen „die da oben“. Nichts von Populismus. Genauso verhält sich Jesus im Römischen Reich, wo der Kaiser in Rom, dem zweiten Babylon, wie ein Gott agiert. Dennoch kann Jesus in einer erstaunlichen Zugewandtheit zu Staat und Ordnung sagen: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ – Hoffnungsmenschen stehen loyal zur öffentlichen Ordnung, wenn auch nicht kritiklos. Ganz im Gegenteil: Manchmal ist Protest angesagt. Manchmal ist Widerstand geboten. Wer am Bekenntnis der Hoffnung festhält, wird einem Tyrannenstaat die Stirn bieten. Hoffnungsmenschen achten jedoch den demokratischen Rechtsstaat, der allen die Freiheit gibt, ihre Hoffnung zu leben. Sie wollen keinen Gottesstaat, sondern das Beste für alle Einzelnen.

Von Gustav Heinemann (1899 – 1976) wird ein Satz seit Jahrzehnten immer wieder zitiert: „Die Herren dieser Welt müssen gehen. Aber unser Herr kommt.“ Als weltzugewandter Politiker und bekennender Christ hielt er eine Zukunftshoffnung fest, die über diese Zeit hinausweist. „Der Herr“ wird das neue Jerusalem schaffen – das ist nicht unsere Aufgabe. Wir sind für Babylon zuständig. Die goldenen Gassen zu bauen, ist Gottes Sache. Die Straßen von Augsburg, Basel und Chemnitz, von Linz, Wuppertal und Hamburg sind unser Ding. Wir haben Verantwortung dafür, dass Menschen menschenwürdig leben. Für das Zusammenleben aller, nicht nur auf das einer partikularen Gemeinschaft. Hoffnungssinn ist Gemein Sinn. Unsere Berufung heißt: Das Beste für Babylon!

Und in all dem haben wir Verantwortung vor Gott und den Menschen. Hoffnungsmenschen wissen „um den Herrn, der kommt“, also um einen letzten Verantwortungshorizont.

Ihnen ist zutiefst bewusst, dass der Staat von Voraussetzungen lebt, die er selbst nicht geschaffen hat. In diesem Bewusstsein engagieren sie sich – mit Herz, mit Verstand und in Verantwortung.

Sich selbst in die Augen sehen können

Jeremia sagt dem Volk Israel, es soll beten für die Stadt. Und: Die Israeliten sollen Häuser bauen in Babylon, sich vermehren, sich ganz einbringen in die Stadt. Beten und Bauen, Glauben und Handeln, Wort und Tat sollen zusammenkommen. Hoffnungsmenschen setzen sich ein mit Herz und Hand. Sie stehen zu dem, was sie sagen und tun es auch. Sie setzen nicht auf Effekthascherei. Sie bedienen nicht die Gier nach Empörung. Sie verschärfen nicht billige Polarisierung. Das gilt für alle, die öffentliche Verantwortung haben. Überall: in einem Kindergarten, in einer Firma, in einem Krankenhaus, an einer Schule, in einem Verein, in einer Partei, in einer Kirche, in der Gemeinschaft ... gefragt sind ehrliche und glaubwürdige, besonnene und handfeste Charaktere. Keine von PR-Beratern gestylten und formatierten Darsteller, die eine Rolle spielen und Umfrage-orientiert ihr Image pflegen. Es gibt eine Sehnsucht nach echten Typen. Unsere Gesellschaft braucht gerade in der Politik und in öffentlichen Ämtern Hoffnungsmenschen, die sich nicht verbiegen und sich nicht anbiedern. Die auf festem Grund stehen, aber nicht starr stehen bleiben. Die gerade deshalb Brücken zu Andersdenkenden bauen können. Menschen mit Hoffnung, die die Augen schließen und für die Stadt beten. Die sich dann selbst in die Augen schauen können. Die dann den Blickkontakt zu anderen suchen und ans Werk gehen: ehrlich, offen, mutig und verlässlich.

4. WEITES LAND

Unser Zukunftsprozess – ein Zwischenstand

Der von uns als Mitgliederversammlung im Februar 2021 beschlossene Zukunftsprozess „WEITES LAND“ erreicht in diesem Jahr ein Zwischenziel. Im September 2023 geht der Projektzeitraum zu Ende. Wir haben viel erreicht. Es ist viel in Bewegung. Ziel unseres Prozesses war und ist es, dass bestehende Strukturen und personelle Konstellationen aufbrechen, damit mehr junge Menschen Verantwortung in unserer Bewegung übernehmen. Wie sollte das erreicht werden? Wir haben uns für einen Beteiligungsprozess entschieden. Offene Beteiligungsformate, etwa in den Foren in Marburg, Stuttgart, Baunatal und in digitaler Form. Aus Barcamps sind Arbeitsgruppen entstan-

den, u. a. zu den Themen Digitalisierung, Jugend und Verantwortung, Schöpfungsverantwortung. Ein neuer Gnadauer Arbeitskreis „Schöpfung“ ist im Entstehen. Das Innovationsforum im Oktober des vergangenen Jahres hat ein großes Echo gefunden. „WEIT:BLICK“, das Gnadauer Netzwerk für Gemeindeentwicklung, hat seine Arbeit aufgenommen. Lerngemeinschaften für Neugründungen haben sich auf den Weg gemacht. Gebetsabende begleiten den Prozess, der nicht nur struktureller Natur ist, sondern auch eine geistliche Dimension hat. Bei einem Treffen von Inspektorinnen und Inspektoren und leitenden Referentinnen und Referenten des EC wurden Fragen des Verhältnisses von Jugendarbeit und Gemeinschaftsarbeit, Jugendverbandsarbeit und Gemeinschaftsverbandsarbeit bewegt. Es findet in diesem Jahr am 17. Mai eine Fortsetzung. Am 25. Februar findet in Berlin ein weiteres Forum statt. Und wir gehen mit großen Schritten auf das „Young Leaders Forum“ zu, das am 21./22. April in Marburg stattfinden wird.

4.1 Beten. Beteiligen. Bewegen.

Das Booklet „Beten. Beteiligen. Bewegen.“ fasst einige wesentliche Linien zusammen und verweist auf weitere Referate und Impulse, die in verschiedenen Formen medial zur Verfügung stehen. Es ist ein „Reiseführer für euren geistlichen Aufbruch“ geworden. „Beten“ weist uns auf die geistliche Grundierung des Prozesses. „Beteiligen“ steht für den kommunikativen und methodischen Weg, der weiterzugehen uns offensteht. „Bewegen“ steht für konkrete praktische Impulse und Tools, die zur Verfügung stehen. Deutlich ist bei all dem freilich auch: Von Reiseerlebnissen berichten kann nur, wer sich mit auf den Weg gemacht hat. An Zielen und Zwischenzielen ankommen werden nur die Gemeinschaften, Werke und Verbände, die sich auf den Weg machen. Das wird bei einem Prozess, der auf Beteiligung setzt, besonders deutlich. – Es ist eine grundlegende Herausforderung, jungen Menschen Freiräume zu eröffnen und Beteiligung zu ermöglichen. Leiten heißt auch Loslassen. Was wir im Blick auf junge Menschen buchstabieren, gilt übrigens auch für viele andere: Je eher es eine Gemeinschaft, ein Werk oder eine Gemeinde schafft, Menschen mit verschiedenen Herkunft, Hintergründen und aus verschiedenen Altersgruppen zu beteiligen, desto nachhaltiger und missionarischer geschieht ihre Arbeit.²⁸ Je offener eine Gemeinschaft für die Beteiligung vieler Verschiedener ist, desto missionarischer wirkt sie und desto stärker wächst sie.

²⁸ Das ist etwa ein Ertrag der bemerkenswerten Stuttgarter Gottesdienst- und Gemeindestudie, herausgegeben von Friedemann Burkhardt, Simon Herrmann, Tobias Schuckert. Die religionssoziologische Momentaufnahme christlicher Gemeinden einer europäischen Monopolregion in ökumenischer Perspektive, Leipzig 2022, zeigt, dass eine bemerkenswerte „Korrelation“ besteht „zwischen der (1) Gottesdienstgröße, der (2) Anzahl der Weltregionen, aus denen die Gottesdienstbesucherinnen und -besucher stammen, und (3) den kirchlichen Handlungsfeldern Glaubenskurse, Freizeiten, Arbeit mit Geflüchteten, Evangelisationsveranstaltungen, medial vermittelte Gemeinschaft, diakonische Projekte und offene Jugendarbeit“.

4.2 Jugendarbeit und Gemeinschaft: Auf dem Weg zu einem „Commitment“

Dieses Programm leitet uns weiter, auch wenn der Projektzeitraum zu Ende geht. Es ist ein Prozess angestoßen, den wir als Hoffnungsbewegung weitergehen. Ein wesentlicher Baustein dafür ist ein „Commitment“, das wir im Laufe des Prozesses bis September erarbeiten und das wir dann bei der Mitgliederversammlung verabschieden. Dazu hören wir auf die Statements junger Menschen beim Young-Leaders-Forum, halten sie fest und nehmen sie als maßgebliche Orientierung auf. Daraus formulieren wir Leitplanken für Jugend- und Gemeindefarbeit auf verschiedenen Ebenen. Dazu beraten wir als Inspektoren, EC-Referenten und Leitende in der Jugendarbeit miteinander die Fragen, die uns gemeinsam bewegen. Wir verständigen uns auf eine Spur ins weite Land.

Dabei geht es um Vertrauen und Freiräume. Es geht um Augenhöhe zwischen Verantwortlichen für Jugend- und Gemeindefarbeit. Es geht um Formen der Kommunikation und Leitung. Es geht um strukturelle Fragen, aber mehr noch um eine Kultur der Zugewandtheit, der Fehlerfreundlichkeit und der Weite. Es geht nicht primär um Formen, sondern um Haltungen, die Beteiligung eröffnen. – Dazu skizzenhaft ein paar vorläufige Anmerkungen.

- a) **Jugendarbeit ist ein eigener Raum:** Ein Zwischenraum von Gemeinde, Bildung, Familie, Diakonie, Schule, Sport, Musik, Vereinswesen, Kultur, Politik etc. In keinem Bereich geht Jugendarbeit gänzlich auf; sie ist vielmehr auf alle bezogen und wirkt in alle Bereiche hinein. Darum ist sie als eigene Größe zu betrachten.
- b) **Jugendarbeit braucht Freiheit:** Freiheit zu Experimenten, für Agilität und Innovation. Freiheit, sich für neue Lebenswelten zu öffnen, eine eigene Kultur zu entwickeln; auch die Freiheit, Berufung auf Zeit zu leben, Erfahrungen zu sammeln; etwas zu probieren, wieder beenden zu können und wieder neu anzufangen; Freiheit in Strukturen und Formen, auch die Freiheit, eigene Entscheidungen zu treffen und sich selbst zu verwalten.
- c) **Jugendarbeit braucht Eigenständigkeit:** Eigenständige Entscheidungskompetenzen, eigenständige Strukturen, eigene Räume, Zeiten und Rhythmen. Jugendarbeit braucht eigene Gesichter. Sie braucht eigene transparente und agile Leitungsstrukturen. Sie lebt das Priestertum aller Glaubenden und ermöglicht Beteiligung, um ein mündiges Christsein einzuüben.
- d) **Jugendarbeit braucht eine eigene Repräsentation:** Im Gegenüber zur Gemeinde und Gemeinschaft, zu Vereinen und Kommunen, zu Stadt, Land und Staat; im Gegenüber zu Schulen und öffentlichen Einrichtungen. Jugendarbeit braucht eine eigene Öffentlichkeits- und Lobbyarbeit. Gerade deshalb ist Jugendverbandsarbeit so essenziell: Ohne Jugendverbände wie den EC gäbe es Jugendarbeit der Kirchen nicht in dieser Stärke.

Darum stehen wir in der Gemeinschaftsbewegung entschieden hinter der Jugendverbandsarbeit und treten für sie ein.

- e) **Jugendarbeit braucht Vertrauen:** Von etablierten Verantwortlichen und Leitenden, von Leitungsgremien in Gemeinden, Verbänden und Kirchen, von Eltern und Familien. Jugendarbeit braucht Vertrauen von Kooperationspartnern im Sozialwesen, sozialen Trägern, Kommunen und Bildungsinstitutionen.
- f) **Jugendarbeit braucht Rückenstärkung:** Dazu gehören Mentoring, persönliche Unterstützung und Gebet. Jugendarbeit braucht biblisch-theologische Orientierung, eine Begleitung mit weitem Herzen. Jugendliche brauchen Patinnen und Paten, die beraten und begleiten, Begegnungsräume mit Menschen anderer Generationen. Jugendliche brauchen Menschen, die sie stützen und auf ihrem Berufungsweg begleiten.
- g) **Jugendarbeit braucht Vernetzung und Zugehörigkeit:** Jugendarbeit findet nicht im leeren Raum statt. Sie geschieht nicht isoliert, sondern vernetzt und in Beziehung zu Gemeinden, Familien, Bildungseinrichtungen, Kommunen etc. Jugendarbeit geschieht eigenständig und zugleich in verbindlicher Zugehörigkeit. Gemeinde bleibt der konstitutive Bezugspunkt christlicher Jugendarbeit. Jugendliche sind Teil der Gegenwart der Gemeinde, sie dürfen nicht für vermeintliche Zukunftszwecke instrumentalisiert werden. Um eine alte Formel zu adaptieren: Jugendarbeit geschieht „in“ der Gemeinde, „mit“ der Gemeinde, aber nicht „unter“ der Gemeinde, manchmal – wenn sie eigene Gottesdienst- und Gemeindeformen entwickelt – auch „neben“ der Gemeinde, nie aber „ohne“ oder gar „gegen“ die Gemeinde. Es gibt kein gemeindeloses Christsein. Zugehörigkeit kann auf vielfältige Weise gelebt werden. Es gilt verlässliche Formen und praktikable Modelle zu entwickeln, wie Eigenständigkeit und Zugehörigkeit gestaltet werden können.²⁹ Dies gilt für Gemeinde- und Jugendarbeit generell, aber auch für das Verhältnis zwischen Gemeinschaftsverbands- und Jugendverbandsarbeit.
- h) **Jugendarbeit hat Verheißung:** Jugendarbeit eröffnet Räume, dass sich junge Menschen zu Persönlichkeiten entwickeln und im Glauben an Jesus Christus zu eigenständigen Persönlichkeiten heranwachsen. So finden sie Orientierung und Perspektiven für ihr Leben. Auf ihre Zielgruppe ausgerichtet, arbeitet Jugendarbeit eigenständig und verlässlich. Sie entwickelt Gemeinschaftsformen für ihre Generation und so auch Zukunftsmodelle eines gemeinschaftlichen Lebens. Sie ermöglicht Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, Verantwortung zu übernehmen. So wirkt sie in Gemeinschaft, Gemeinde und Kirche hinein.

²⁹Vgl. Annkatrin Edler: Warum die Jugend schon jetzt die Zukunft der Gemeinde ist, in: Beten. Beteiligen. Bewegen, 18-20; https://www.weitesland.online/files/ugd/20b645_84246fe44e9445b0aeb68b141892197b.pdf. [Abrufdatum: 13.02.2023]

4.3 Ein nächster Gnadauer Kongress?

Aus verschiedenen Arbeitsgruppen und Gremien kam mehrfach der Impuls, einen nächsten gemeinsamen Kongress der Werke, Ausbildungsstätten, Einrichtungen und Verbände im Gnadauer Raum anzuvisieren. Im Vorstand und in der Mitgliederversammlung haben wir darüber beraten. Überall gab es Rückenwind, so dass der Vorstand erste Sondierungen aufnehmen sollte. Das ist geschehen. – Was erwarten wir von einem solchen Kongress? Was soll er bewirken, auslösen und anstoßen? Das Warum und Wozu ist zu klären. Darüber müssen wir beraten. – Hier nur skizzenhaft ein paar Gedanken dazu.

- **Inspiration:** Ein gemeinsamer Kongress inspiriert uns. Wir begegnen gemeinsam dem lebendigen Gott. Wir beten gemeinsam, hören und feiern gemeinsam. Wir lassen uns berühren. Wir erleben Gemeinschaft. Als Gemeinschaftsbewegung brauchen wir solche Begegnungen, wo wir uns als große Gemeinschaft erleben. Wir lassen uns anstrahlen, um gemeinsam etwas auszustrahlen. Für jedes Werk, jeden Verband, jedes Team, jede Gruppe, die dabei ist, entsteht ein neues Gefühl der Zusammengehörigkeit zueinander und zur großen Gemeinschaft.
- **Identifikation:** Ein Kongress stärkt die Identifikation aller Beteiligten mit ihrem eigenen Verband, ihrem Werk, ihrer Ausbildungsstätte, ihrer Hochschule, ihrem Jugendverband, ihrer Einrichtung, ihrer Gemeinde, ihrem Bezirk, ihrem Jugendkreis ... für alle ist es jeweils ihr (!) Kongress. Zugleich erfahren wir uns als große Gemeinschaft im Gnadauer Raum. Ein Kongress soll eine besondere Erfahrung für jede einzelne Person sein, zugleich ein Erlebnis von Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit.
- **Information:** Ein Kongress bringt uns vertiefte Einsichten und stärkt den Glauben. Wir machen biblische Entdeckungen. Wir wachsen in der Erkenntnis und in der Auseinandersetzung mit wesentlichen Themen, die uns bewegen. Ein Kongress soll ein Bildungserlebnis sein. Er soll vertiefen, orientieren und verbinden: Glaube, Nachfolge, Gemeinschaft.
- **Innovation:** Ein Kongress soll eine Motivationserfahrung, vielleicht sogar ein Berufungserlebnis für viele sein. Wir entdecken neue und bewährte Modelle missionarischer, diakonischer und sozialräumlicher Arbeit. Wir nehmen hilfreiche Werkzeuge mit nach Hause. Wir gewinnen neue Perspektiven und finden gute gangbare Wege für unser geistliches und gemeindliches Leben. Ein Kongress soll glimmende Dochte neu entzünden und neue Hoffnungsbewegungen auslösen.
- **Initialisierung:** Ein Kongress stößt neue Initiativen an. Er gibt geistliche Aufwach-Impulse für Herz, Hirn und Hand. Wir erleben, wie etwas zündet und eine neue Bewegung entsteht. Ein Kongress ermutigt und ermöglicht Neues. Er richtet uns neu auf Jesus Christus aus, der alles neu macht.

Entscheidend wird die verlässliche Beteiligung von vielen sein: Einen Kongress schaffen wir nur gemeinsam. Wir müssen ihn gemeinsam wollen, gemeinsam planen und gemeinsam tragen und verantworten. Wenn ihn aber möglichst viele zu „ihrem“ Kongress machen, den Kongress mitgestalten, dazu einladen, ihn nutzen und multiplizieren, dann kann das eine großartige Sache werden – zum Segen für uns alle miteinander.



Evangelischer Gnadauer Gemeinschaftsverband e. V.

Leuschnerstr. 72a · 34134 Kassel

Tel. 0561 20799-0 · Fax 0561 20799-29

www.gnadauer.de · info@gnadauer.de

Präses: Pfarrer Steffen Kern · Generalsekretär: Frank Spatz

Bankverbindung: Evangelische Bank eG, IBAN: DE 87 5206 0410 0000 0059 08